„Brutaler Krimi“

Tschofenig gewinnt Vierschanzentournee

dpa. BISCHOFSHOFEN. Youngster Daniel Tschofenig hat in einem dramatischen Skisprung-Finale seinen Teamkollegen Stefan Kraft abgefangen und einen spektakulären Gesamtsieg bei der Vierschanzentournee geschafft. Der 22 Jahre alte Österreicher, der am Montag 136 und 140,5 Meter weit sprang, rückte bei der nächsten deutschen Enttäuschung im letzten der insgesamt acht Durchgänge von Gesamtrang drei noch an die Spitze.

Kraft, der als Führender der Tournee-Wertung windbedingt minutenlang auf den letzten Versuch warten musste, fiel nach Sprüngen auf 136 und 137,5 Meter auf Platz drei zurück. Rang zwei in Tageswertung und Gesamtklassement ging an Jan Hörl. Zwischen Tschofenig und Hörl lagen in der Endabrechnung nur 1,4 Punkte – das ist weniger als ein Meter Differenz.

Der hochklassige Wettbewerb auf der Paul-Außerleitner-Schanze wurde zu einem „brutalen Krimi“, wie Kraft schon zur Halbzeit voraussagte. Er selbst war am Ende der betrübte Verlierer, der im Auslauf kaum zu trösten war. Es war die knappste und spannendste Tournee-Entscheidung seit 19 Jahren, als der Finne Janne Ahonen und Jakub Janda aus Tschechien punktgleich waren.

Für die Deutschen geht das Warten auf den ersten Tournee-Gesamtsieg seit Sven Hannawald vor 23 Jahren mindestens bis zum Januar 2026 weiter. Andreas Wellinger (133 und 135,5 Meter) sprang vor 14.300 Zuschauern im Pongau auf Platz neun. Für Pius Paschke (12.), Philipp Raimund (15.) und Karl Geiger (23.) reichte es nicht zu einem Top-Ten-Platz.

Die 73. Ausgabe des Traditionsevents endete damit so, wie sie vor gut einer Woche in Oberstdorf begonnen hatte. Die Deutschen wurden klar geschlagen, die geschlossen starken Österreicher dominierten auch zum Abschluss. Tschofenig und seine Landsleute komplettierten eine dominante Tournee mit vier Siegen und elf von zwölf möglichen Podestplätzen. Dass eine Nation die besten drei im Gesamtklassement stellt, gab es zuvor erst dreimal: 1955 die Finnen, 1975 und 2012 jeweils die Österreicher.

Der Ko-Gastgeber, seit eh und je eine Skisprung-Nation, hatte nach jahrelanger Dominanz mit Gregor Schlierenzauer und Co. 3653 Tage auf den goldenen Adler warten müssen. Im Geschichtsbuch verewigt hat sich auch Andreas Widhölzl, der nach seinem Tournee-Sieg als Sportler 1999 nun auch als Trainer die Tournee gewonnen hat – diese Besonderheit gab es nach ORF-Angaben noch nie. „Als Trainer ist es schwieriger“, befand Widhölzl.

Teure Ruinen

Gebaut für einen einzigen Zweck: Überflüssige Schanzen und verfallene Anlagen bringen Olympische Winterspiele in Verruf. Auch den Ausrichter von 2026 plagen Nöte.

Von Stephan Klemm, Bischofshofen

Hier springt seit 1990 niemand mehr: *Die Olympiaskisprungschanze bei Grenoble von 1968* Foto Stefan Hefele

Jedes der vier Tournee-Stadien war auch während dieser 73. Auflage ausverkauft, alle Anlagen sind zudem auf dem neuesten Stand der Technik. Sie können im Sommer und im Winter benutzt werden, sie sind Wettkampf- und Trainingsstätten und damit hoch frequentierte und ständig benutzte Schanzen für Skispringer. Innsbruck hängt noch ein bisschen hinterher, dort fehlt es weiterhin am Flutlicht, doch die Genehmigungsverfahren laufen bereits. Und so sind die Schanzen in Oberstdorf, Garmisch-Partenkirchen, am Bergisel in Innsbruck und in Bischofshofen Premiumprodukte einer besonderen Sportart. Doch das ist längst nicht an allen Orten so, an denen Sprungschanzen existieren und zum Teil für sehr viel Geld gebaut wurden. Gleichwohl sind solche Anlagen Zentren von Olympischen Winterspielen, sie gehören dazu wie Loipen und Pisten. Doch in sehr vielen Fällen wurden sie erbaut, ohne ein Nutzungskonzept für die Zeit danach zu besitzen. Bisweilen in Orten, die keinerlei Skisprungtradition haben.

Ein Blick auf die Olympiaorte der Nachkriegszeit illustriert das Problem: Die Schanze mit Namen Papoose Peak Jumps, auf der sich Helmut Recknagel 1960 in Squaw Valley, USA, Gold sicherte, wurde 1976 stillgelegt, sie wurde schlicht nicht mehr benötigt. Die Anlage von Grenoble 1968 wurde 1990 geschlossen. Die von Sarajevo 1984 ist eine Ruine, die Alberta Ski Jump Area von Calgary 1988 ist seit 2018 nicht mehr geöffnet. Das Stadio del Trampolino in Pragelato, Austragungsort der Sprungwettbewerbe der Spiele von Turin 2006, gibt es seit 2009 nicht mehr.

Die Anlagen von Salt Lake City 2002, von Vancouver 2010, von Sotschi 2014, von Pyeongchang 2018 und von Peking 2022 stehen zwar noch. Doch sie werden für Weltcup-Wettbewerbe derzeit nicht genutzt. Sie sind klassische „Weiße Elefanten“, also für einen einzigen Zweck erbaute Stadien, die danach verfallen und nicht mehr benötigt werden. Vor allem solche Fälle bringen Olympische Winterspiele an Orten wie Sotschi oder Peking in Verruf.

In Peking selbst wurde nicht gesprungen, die entsprechende Schanze steht in Zhangjiakou, in der Provinz Hebei, gut 200 Kilometer nordwestlich der chinesischen Hauptstadt. Zuletzt waren die Frauen für zwei Weltcup-Springen dort, zwei Jahre nach den Spielen. Männer-Wettbewerbe der ersten Liga gab es dort seit den Spielen noch nicht. Die deutsche Katharina Schmid, die beide Wettkämpfe gewonnen hatte, sagte später: „Es sah dort schon ein bisschen runtergekommen aus, obwohl die Spiele ja noch nicht so lange her waren.“ Die Kosten für die Schanze werden auf knapp 100 Millionen Euro geschätzt, es handelt sich um die teuerste Anlage, die je gebaut wurde.

In Sotschi wurde in Esto-Sadok für 50 Millionen Euro der Sprungkomplex Rus-Ski Gorki erbaut. Nach den Winterspielen 2014 fand dort kein einziger Wettkampf mehr statt. In Pyeongchang gab es nach den olympischen Wettkämpfen von 2018 noch kein Weltcup-Springen. Auch in Vancouver ist die Schanze nach den Spielen von 2010 mehr oder weniger verwaist. Anders als in Lake Placid, dem Olympiaort von 1932 und 1980, wo seit Februar 2023 sechs Weltcup-Veranstaltungen ausgetragen wurden.

Sandro Pertile, der Renndirektor für Skispringen des Ski-Weltverbandes Fis, betont, dass seine Sportart grundsätzlich „eine globale Ausrichtung“ besitze. Deshalb sei es wichtig, dass Lake Placid als Wettkampfort wiederentdeckt worden sei. Und auch auf der Olympia-Anlage von 1972 in Sapporo, Japan, werden regelmäßig Weltcup-Springen veranstaltet. Das gilt zudem für Lillehammer, dem Olympiaort von 1994, sowie die Tournee-Schanzen in Innsbruck, wo 1964 und 1976 olympische Wettbewerbe ausgerichtet wurden, und für Garmisch-Partenkirchen, das die Spiele 1936 veranstaltete. Das Internationale Olympische Komitee (IOC) achtet sehr auf die weltweite Verbreitung einer Sportart, die von möglichst vielen Nationen betrieben werden soll. Ist das nicht der Fall, ergeben sich Debatten, wie sie die Nordische Kombination derzeit erlebt: Sie droht aus dem Programm genommen zu werden, weil sie für den Geschmack des IOC in zu wenigen Länder betrieben wird. Diese Sorge hat Skispringen nicht, bei dieser Vierschanzentournee waren 19 Nationen dabei.

Doch es gibt das Problem der überflüssigen Schanzen. Auch den Olympia-Ort von 2026, Cortina d’Ampezzo, plagen Nöte. Die ursprünglich avisierten Kosten von 8,7 Millionen Euro für den Umbau der Anlage in Predazzo sind mittlerweile auf 41 Millionen Euro angewachsen. Das Trampolino Italia in Cortina selbst, erbaut für die Winterspiele 1956, existiert nicht mehr, es wurde 1990 stillgelegt. 2026 finden die Skisprungwettbewerbe nun knapp 90 Kilometer entfernt von Cortina statt, Reisezeit durch die Alpen: zwei Stunden.

Aus all diesen Gründen erwuchs eine Diskussion darüber, Olympische Winterspiele an Orte zu vergeben, die bei der Nutzung von Anlagen vorbildlich sind. Das gilt nicht nur für Sprungschanzen, sondern etwa auch für Bob- und Rodelbahnen und sonstige aufwendige Bauwerke, die nach der IOC-Veranstaltung nicht mehr genutzt werden. Cortina ist da ein besonders negatives Beispiel – neben dem teuren Umbau der Schanzen von Predazzo plant man dort nun auch die Errichtung einer nach den Spielen absehbar eher nicht mehr frequentierten Bob- und Rodelbahn. Die italienische Anlage der Spiele von 2006 in Turin, sie stand in Cesana und kostete je nach Quelle zwischen 77,3 und 110 Millionen Euro, wurde 2011 stillgelegt. Auch sie war wie so viele olympische Sprungschanzen ein „Weißer Elefant“.

VENDÉE GLOBE

Danke, Neptun!

Logbuch 25

Wir sind da!“, jubelt der Führende der Vendée Globe, Charlie Dalin (Macif Santé Prévoyance), in einem Videoupdate, als er am Sonntagnachmittag um 14:38 UTC als Erster den Äquator überquert. 56 Tage, 2 Stunden, 36 Minuten und 23 Sekunden nach dem Start der Rund-um-die Welt-Regatta erreichte der Spitzenreiter die nördliche Hemisphäre. Im Video dankt er dem römischen Meeresgott Neptun, dass er ihn sicher durch das bisherige Rennen geführt habe. „Mein lieber Neptun, ich möchte dir ein bisschen Champagner anbieten“, sagt Dalin lachend in die Kamera, bevor er die Flasche entkorkt.

Zwölf Tage, 15 Stunden, 1 Minute und 33 Sekunden benötigte Dalin für den Weg von Kap Hoorn zum Äquator. Damit verfehlte er knapp den Rekord von Boris Herrmann (Malizia-Seaexplorer), den der Hamburger bei der letzten Ausgabe der Vendée Globe 2020–2021 aufstellte: Herrmann legte die Strecke in nur elf Tagen und 18 Stunden zurück.

Für Dalin ist es der vierte Etappenerfolg in diesem Rennen: Zuvor hatte er bereits am Kap der Guten Hoffnung (29. November), am Kap Leeuwin (9. Dezember) und am Point Nemo (20. Dezember) das Feld angeführt. Doch sein Sieg ist keineswegs gewiss. Den Vorsprung zu seinem Verfolger Yoann Richomme (Paprec Arkéa) konnte Dalin in der Nacht auf Montag nicht weiter ausbauen, am Montagvormittag segelte er nur noch etwa 79 Seemeilen vor seinem Rivalen Richomme.

Während sich die beiden Skipper weiterhin ein spannendes Kopf-an-Kopf-Rennen liefern, kann der etwa 750 Seemeilen dahinter segelnde Sébastien Simon (Groupe Dubreuil) seine Position auf Rang drei bislang weiter verteidigen – und das trotz seines gebrochenen Steuerbordfoils. Als er seine Route bis zum Zielhafen in der französischen Hafenstadt Les Sables-d’Olonne berechnet, sagt er: „Ich weiß nicht, ob ich mich daran gewöhnen werde (an den Gedanken, Dritter zu sein), auf jeden Fall werde ich weiter darum kämpfen, meine Position zu halten. Ohne mein Steuerbordfoil habe ich den Zug der beiden Führenden verpasst, aber das gehört zum Spiel.“ Er habe das Glück, dass er aktuell von besseren Bedingungen profitiere als Dalin und Richomme, fügt er hinzu. „Ich kann meinen Kopf aus dem Cockpit stecken und es genießen, das Boot läuft gut.“

Inzwischen haben die Veranstalter der Vendée Globe eine erste Zielankunft angegeben: Laut aktuellen Prognosen wird der Sieger des Rennens zwischen dem 14. und 16. Januar 2025 erwartet. Auch Boris Herrmann hat bereits einige Wetterrouten berechnet. In seinem Videoupdate am Montag verkündet der auf Rang sieben segelnde Hamburger, wann er mit seiner Malizia-Seaexplorer in den Hafen von Les Sables-d’Olonne einlaufen könnte: „Meine geschätzte voraussichtliche Ankunftszeit ist der 24. Januar 2025, nach 76 Tagen auf See. Ich würde auch gerne Ihre Vermutungen hören!“, sagt Herrmann und schiebt hinterher: „Zielüberquerung um 18:00 UTC.“ Einige harte Tage lägen hinter ihm, in der Nacht zuvor sei sein Boot aufgrund des rauen Seegangs gesprungen und geflogen – geschlafen habe er kaum. Doch all das kann die gute Stimmung des Seglers nicht trüben, der in seiner Videobotschaft sogar ein Bordgeheimnis lüftet: Am Morgen sei er nackt an Deck unterwegs gewesen. Die Temperaturen seien ideal: „nicht zu heiß, nicht zu kalt“. Doch die nächste Herausforderung stehe schon bevor – sein Team bezeichnet diese auf der Webseite gar als die „größte Angst“ des Skippers: Die Ummantelung eines wichtigen Seils sei beschädigt. Für die Reparatur muss der unter Höhenangst leidende Herrmann in den Mast steigen. Sofern es der Seegang zulasse, werde er noch am selben oder am darauffolgenden Tag nach oben klettern, um die Reparaturen vorzunehmen, berichtet er. „Jedoch werde ich etwas Zeit brauchen, um mich mental darauf vorzubereiten.“ HELENE RÖHNSCH

Die **Vendée Globe** gilt als die härteste Regatta für Einhandsegler. Sie begann am 10. November an der französischen Atlantikküste und führt entlang des Südpolarmeeres einmal um den Globus. Der Hamburger Boris Herrmann zählt bei seiner zweiten Teilnahme zu den Favoriten.

Schöngeist am Schachbrett

Robert Hübner war zeitweise der beste Spieler außerhalb der Sowjetunion. Doch sein Bild in der Öffentlichkeit war verzerrt. Zum Tode eines der letzten umfassend Gebildeten seines Sports.

Von Stefan Löffler, Frankfurt

Mit Robert Hübner, der am Sonntag in seiner Heimatstadt Köln mit 76 Jahren einem Krebsleiden erlag, hat der Schachsport einen seiner letzten umfassend gebildeten Köpfe verloren. „Ich bin vom Schachspiel überhaupt nicht begeistert, sondern irgendwie unversehens in diese Tätigkeit hineingeschlittert“, schrieb er, der nicht nur über drei Jahrzehnte Deutschlands Bester, sondern zeitweise auch der beste Spieler außerhalb der Sowjetunion und 1981 Dritter der Weltrangliste gewesen war.

Die Regeln hatte er als Fünfjähriger von seinem Vater, einem Latein- und Griechischlehrer, erlernt und in seinem fünf Jahre älteren Bruder Wolfgang einen Gegner gefunden, an dem er schnell wachsen konnte. Als Abiturient wurde Hübner deutscher Meister, als Student erstmals WM-Kandidat. In den väterlichen Fußstapfen der Altphilologie entzifferte er parallel zu seinem sportlichen Aufstieg griechische Papyri als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften.

Das Vertrauen in die Fairness trieb ihm das organisierte Schach früh aus. Beim Kandidatenmatch 1971 in Sevilla dröhnte Straßenlärm in den Saal. Während er vergeblich auf die Verlegung in einen ruhigeren Raum drängte, schaltete sein Gegner, der armenische Exweltmeister Tigran Petrosjan, einfach sein Hörgerät aus. Das Match stand unentschieden, bis Hübner in ausgeglichener Stellung einzügig eine Figur einstellte. Daraufhin reiste er ab.

Ähnlich endete das Kandidatenfinale gegen Viktor Kortschnoi 1981 in Meran. Nach sechs Partien führend zog er in einem Remis stehenden Endspiel in eine Springergabel. Damit warf er nicht nur einen Turm weg, sondern verlor auch die Nerven. Die Berichte aus diesen Tagen zeigen ihn auf der Flucht vor den Kameras oder wegen des Blitzlichts die Arme vors Gesicht haltend. Kurz darauf sah er sich „nicht in der Lage, in meinen Partien, die schöpferische Kraft zu zeigen, die das Spielen lohnenswert erscheinen lässt“, und brach das Match vorzeitig ab.

Ins Schachspielen „hineingeschlittert“: *Robert Hübner, einst WM-Kandidat und Dritter der Weltrangliste, stand der Sinn stets auch nach anderen Dingen als nur nach den besten Zügen.* Foto Picture Alliance

Das Medieninteresse habe er völlig unterschätzt, sich nicht darauf eingestellt. Er wollte sich nicht „wie irgendein Affe im Zoo betrachten lassen“, sagte er dem „Spiegel“. Er begann, sich abzuschotten, gab kaum noch Interviews. Seine unbefriedigenden Erfahrungen mit Journalisten arbeitete er in einem Selbstinterview zu seinem 70. Geburtstag für die Website von „Chessbase“ auf. Einzelne wollten ihn lächerlich machen, die meisten seien wohlwollend, aber schlecht vorbereitet, und gaben, was er ihnen sagte, falsch wieder. So hing Hübner ein völlig verzerrtes öffentliches Bild als Sonderling an. In Wahrheit war der Kölner zuvorkommend und umgänglich, als Gesprächspartner witzig und vielseitig interessiert. Seine skeptische Sicht der sozialen und technischen Entwicklungen war an Odo Marquard geschult. Seine Homosexualität war kein Thema, er versteckte sie aber auch nicht.

Was er am Brett verdiente, vertraute er lange dem Mannschaftsführer seiner Bundesligamannschaft beim FC Bayern München, Heinrich Jellissen, an. Nach dessen plötzlichem Tod stellte sich heraus, dass das Geld in Immobiliengeschäften versickert war. So musste Hübner länger vom Schachberuf, in den er „hineingeschlittert“ war, leben, als ihm recht war. Denn eigentlich widmete er sich lieber Schöngeistigem. Er übersetzte einen finnischen Satiriker und Homers Ilias neu, weil ihm die deutschen Hexameter-Fassungen unzureichend erschienen. Er begann zu malen und nahm Gesangsunterricht.

Schach bezeichnete Hübner als „Problemlösungsspiel“. Das Bemühen um qualitativ gute Züge war ihm wichtiger als das pure Ergebnis. Eine Partie war für ihn kein sportlicher Wettkampf, sondern ein intellektueller. Daher forderte er ein Urheberrecht. Um einen Präzedenzfall zu schaffen, untersagte er 1993 dem Leiter der Bundesliga die Veröffentlichung seiner Partie. Sein Kampf um eine Kompensation für die Spieler ging bis in den Bundestag, wo sie 1995 aufgrund eines Gutachtens des Schachbunds abgelehnt wurde.

Als die Weltschachföderation Dopingkontrollen einführte, trat er aus der Nationalmannschaft zurück. Keine chemische Substanz der Welt könne einem Spieler bei der Entscheidung helfen, ob seine Dame besser auf e2 oder f3 stehe, sondern allenfalls, auf der Höhe seines Könnens zu spielen, und dass sein Gegner sein Bestes gebe, sei ja in seinem Sinne. Seit der Schachbund eine Spielererklärung verlangt, sich im Fall eines Verdachts auf unerlaubte elektronische Hilfsmittel von einem Schiedsrichter durchsuchen zu lassen, trat er nicht mehr in deutschen Meisterschaften oder Ligen an.

Seine publizistischen Veröffentlichungen waren nie auf ein breites Publikum ausgerichtet und in eine ihm eigene Ironie verpackt. Seine Kolumne nannte Hübner „Abfall“. Vergleichsweise pädagogisch ist sein letztes Buch „Schund“. Während andere Glanzsiege publizieren, zeigte er in seinem ersten Buch ausschließlich Verlustpartien. Die Analysen in „Fünfundfünfzig feiste Fehler“ ufern aus bis über die Schmerzgrenze. Von psychologischen Erklärungen hielt er wenig. Die analytische Suche nach Fehlern war für ihn die Quintessenz des Spiels. „Wer sagt, er hat Schach verstanden, hat nichts verstanden.“

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine ARCHIV